



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Otto Ludwig als politischer Dichter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Hunger quälen, und wann sie noch nicht daran wollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ihnen sein wunderbarlich Schwert weisen" u. s. w. Mag man über den Einfall, der noch nach dem aufgeregten und erbitterten Geiste des Priesters im fünfzehnten Jahrhundert schmeckt, lachen oder sich ärgern, auf alle Fälle durfte ein Narr im siebzehnten Jahrhundert unter der Angst der Zeit und der Bitterkeit der Stimmung so träumen und damit mehr als Narr sein, der Kern des Traumes ist weder zum Lachen noch zum Ärgern, er war und bleibt wohl träumenswert. Was hier von dem Zwange des gottgesandten Helden erwartet wird, das kam im achtzehnten Jahrhundert doch in Gang durch den Zwang der Bildung und Sinneserhöhung und Ausweitung, die, darin zugleich echt christlich, allgemeine Menschenliebe als höchstes Wort leuchtend an den Gedankenhimmel setzte. Wie es jetzt auch damit anders steht, wo es für so viele wohl noch eine Gedankenwelt, auch eine reichere als früher, aber keinen Gedankenhimmel drüber mehr giebt, man wird darauf doch zurückkommen, man wird eben auch müssen.

(Fortsetzung folgt.)



Otto Ludwig als politischer Dichter.



achdem ein Menschenalter seit den ersten fünfziger Jahren vergangen ist, lernen wir allmählich einsehen, welche frische, hoffnungsreiche und leistungsfähige Zeit damals über der deutschen Litteratur aufgegangen war. Es waren die Tage, in denen eine Reihe der besten und dabei grundverschiedensten Talente, deren Anfänge noch in die vierziger Jahre fielen, Männer wie Friedrich Hebbel, Gustav Freytag, Emanuel Geibel, in die Periode ihrer Reife traten, die Tage, wo Otto Ludwigs Dramen und Erzählungen, Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ und „Leute von Selbwyla,“ Paul Heyse's und Theodor Storm's erste Dichtungen erschienen. Man kann nicht sagen, daß alle diese vielverheißenden und in ihrer Art vortrefflichen Schöpfungen begeistert aufgenommen und gewürdigt worden wären, die Tageskritik vermischte meist in ihnen den tendenziösen und publizistischen Beigeschmack, an den man sich in der Periode der jungdeutschen Belletristik und der politischen Poesie gewöhnt hatte. Aber dreißig bis fünf- unddreißig Jahre, in denen unermesslich viel, doch wenig besseres geschrieben worden ist, haben hingereicht, das Bild jener Litteraturperiode in eine wesentlich

andre und günstigere Beleuchtung zu rücken. Unter den einzelnen, die jenen kurzen, vielversprechenden Aufschwung mit herbeiführten, hat durch seine Persönlichkeit, seine Leistungen und sein Schicksal keiner stärkere Teilnahme erregt und verdient als der Dichter des „Erbförsters“ und der „Makkabäer“, der Verfasser der kühn realistischen und doch so poetisch tiefen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde.“ Es gewinnt immer einmal wieder den Anschein, als wollte die rasch lebende Gegenwart diesen einsamen aber lebensvoll kräftigen Dichter vergessen und an die verhängnisvolle litterarhistorische Unsterblichkeit verweisen. Dann zeigt sich aber doch wieder, daß die Thüringer Naturen eine geheime, still weiterwirkende Anziehungskraft ausüben, daß die hochragenden und wahrhaft lebendigen dramatischen Gestalten Ludwigs von Zeit zu Zeit einen oder einige Darsteller begeistern. Erst letzten Winter sind die „Makkabäer“ im Berliner Deutschen Theater neu aufgeführt worden, ohne daß die Mehrzahl der Zuschauer nur eine Ahnung davon gehabt hätte, wie alt das für sie neue Drama ist, und daß es genau fünfunddreißig Jahre früher mit Frau Crelinger in der Rolle der Lea am königlichen Hoftheater gegeben worden ist. Das Publikum und — mit einigen Ausnahmen — auch die Kritiker setzten damals der großangelegten und trotz ihrer Mängel wahrhaft überwältigenden Tragödie nicht sowohl ein Urteil, als die bekannte Schnoddrigkeit entgegen, die in diesem Falle in dem Ausspruche gipfelte: „Das macht sich doch schlecht, wenn Hendrichs mit einem toten Löwenvieh ankommt.“ Fünfunddreißig Jahre haben hingereicht, um die Meinung über die „Makkabäer“ auf bessere Grundlagen zu stellen. Diesmal waren diejenigen Kritiker die Ausnahmen, welche, das große und lebensvolle Talent Ludwigs ableugnend und verkennend, von der Tragödie anders als mit warmer Bewunderung sprachen. Mit allem schuldigen Respekt vor der Begabung und dem Streben Ernst von Wildenbruchs, Richard Vossens oder Arthur Fitzers mußte man sich doch eingestehen, daß keines der Talente des jüngsten Jahrzehnts an die Phantasie, die Gestaltungs- und Bildkraft Otto Ludwigs heranreiche. Vorausichtlich werden die „Makkabäer“ auch im nächsten Jahre in der Reichshauptstadt wieder aufgeführt werden, ein paar der größern Theater mögen daran den Mut gewinnen, auch ihrerseits einmal wieder eine neuere Tragödie großen Stils zu verkörpern, in Wien sind die „Makkabäer“ ebenso wie der „Erbförster“ überhaupt niemals aus dem Repertoire des Hofburgtheaters verschwunden. Jedenfalls ist der Augenblick gekommen, das Interesse aller, für welche die Litteratur, die Dichtung nicht eins ist mit Zeitung und Zeitungsfuilleton, für Otto Ludwig neu anzuregen.

Bis jetzt ist noch keineswegs alles veröffentlicht, was Otto Ludwig geschaffen hat. Selbst bei der strengsten Scheidung des in sich Vollendeten und wahrhaft Bedeutenden von dem jugendlich Unreifen und Unfertigen bleibt eine Reihe wertvoller poetischer Erzeugnisse Ludwigs übrig, die zur Sammlung seiner Werke nicht hinzugenommen worden sind und doch das Bild seiner Ent-

wicklung vervollständigen, die Teilnahme für die Eigenart seines Geistes erhöhen. Zu dem Unveröffentlichten, absolut Unbekannten gehört namentlich der größte Teil seiner Lyrik. Otto Ludwig hatte in frühester Jugend begonnen, Empfindungen und Träume, Natureindrücke und Betrachtungen in lyrische Formen zu kleiden, und in dieser Jugendlirik mischen sich eigne Töne mit Nachklängen seiner Lieblingsdichter. Mit der beginnenden Reise aber und der bestimmten Erkenntnis seines poetischen Berufes richtete sich Ludwigs Verlangen so ausschließlich auf lebendige Gestaltung, daß er Vertiefung und sprachliche Meisterschaft als Lyriker gar nicht mehr erstrebte. Nur in einzelnen Stunden und Augenblicken, von einem Gefühl und einer Stimmung überwältigt, schrieb er noch lyrische Gedichte. Mit der Niederschrift war die Sache für ihn abgethan, er dachte nicht an Veröffentlichung seiner Gedichte, der Vollendungsdrang war indessen mächtig genug, um ihn, wenn sie ihm gelegentlich wieder vor Augen kamen, zu Überarbeitungen und einzelnen Verbesserungen zu bewegen. Mehr als eins der spätern Gedichte ist daher in doppelter Fassung vorhanden; in den meisten Fällen blieb es jedoch bei der ersten Aufzeichnung. Es würde durchaus wider den Sinn und die fast herbe Selbstkritik des Dichters sein, wenn etwa der Versuch gemacht werden sollte, die sämtlichen lyrischen Blätter und Bruchstücke seines Nachlasses ans Tageslicht zu ziehen. Nur so weit sie entweder vollendet schön sind oder einer tieferen Wert als Zeugnisse der Empfindungen und Gestimmungen Ludwigs besitzen, wird eine künftige Gesamtausgabe der Werke Otto Ludwigs sie zu berücksichtigen haben.

Als Zeugnisse der letztgedachten Art müssen die wenigen Dichtungen angesehen werden, mit denen sich Ludwig der politischen Lyrik der vierziger Jahre angeschlossen hat. Auch in ihnen bekundet sich die Gesundheit seines Geistes, die Tiefe seiner vaterländischen Empfindung. Wie eine prophetische Vorahnung geht es durch diese Gedichte hindurch, daß der eigentliche Jammer Deutschlands die Zerrissenheit und die Ohnmacht dem Auslande gegenüber sei. Seine Lyrik erhebt sich hier zu den stärksten Lauten vaterländischen Jornes, heißer Sehnsucht und Leidenschaft. Als der Märzsturm des Jahres 1848 hereinbricht, erfährt er auch unsern Dichter, lenzfreudige Erwartung und Hoffnung braust durch ein Gedicht vom 9. März 1848. Es ist überschrieben „Die erste Lerche“ und lautet:

Wie ist's so sonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel locht so hell und klar,
Was hör' ich nur so wunderbar
Hoch über mir erklingen?
Vorbei des Winters Druß und Qual;
Frühling, Frühling auf Berg und Thal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug' die Thräne quillt.
O süß ersehnte Klänge:
Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
Der schönste Frühling kommt ins Land,
Freiheit, Freiheit ist er genannt,
Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen springt,
 Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
 Sei du mein Herz allein nicht still,
 Zerbrich dein Eis und quill und quill
 In Frühlingssliedern über.
 Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
 In Deutschlands Gauen allzumal.
 Der schönste Frühling kommt ins Land,
 Freiheit, Freiheit ist er genannt,
 Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sich grün;
 Das wird ein Wachsen, wird ein Blühen!
 Brich auf im Frühlingssonnenschein,
 Brich auf, mein Herz, als Knospe rein,
 Und dufte klingend, singend:
 Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
 In Deutschlands Gauen allzumal.
 Der schönste Frühling kommt ins Land,
 Freiheit, Freiheit ist er genannt,
 Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige schallt,
 Aufschauend hebt der dunkle Wald;
 Aufschauend sin' ich in die Knie,
 Gebetet hab' ich frömm'er nie,
 Als bei dem Lerchenjubel:
 Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
 In Deutschlands Gauen allzumal.
 Der schönste Frühling kommt ins Land,
 Freiheit, Freiheit ist er genannt,
 Freiheit! o Völkerfrühling!

Diese jubelnde, hoffnungselige Stimmung hielt aber nicht lange an, konnte nicht dauern. Wer die andächtige, weisevolle Empfindung in diesem Freiheits-
 liebe Ludwigs mit dem Gebahren der Demokratie des Sommers von 1848 ver-
 gleicht, namentlich der thüringischen und sächsischen, die der Dichter aus eigener
 Anschauung kennen lernte, der sagt sich selbst, daß er mit dem wunderlichen
 Spuk, der im Namen der neuen Freiheit bei hellem Tage aufgeführt wurde,
 nichts gemein haben konnte. In Ludwigs Seele lebte vor allem das vater-
 ländische Pathos, er empfand nichts tiefer als die Schmach der Zerspaltung
 und die geringe Aussicht, diese durch die Bewegung des Jahres geendet zu
 sehen. Mit schmerzlichem Ingrimm läßt er in dem Gedichte „Deutschlands
 Einheit“ den Kaiser Friedrich Rotbart reden:

Ich alter deutscher Kaiser,
 Der Rotbart zubenamt,
 Ich sitz' in dem Kyffhäuser
 Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
 Von vierzig Völkern spricht.
 Nur Deutsche giebt's zur Stunde
 In meinem Deutschland nicht.

Soll ich nicht eher kehren,
 Als auf der Einheit Gruß,
 So wird's wohl ewig wahren,
 Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben
 Als Kummer, Sorg' und Not,
 Wär' ich nicht schon gestorben
 Ich grämte mich zu Tod.

Die gleiche Empfindung spricht das Gedicht „O Deutschland“ aus:

O Deutschland! Deutschland! Vaterland!
 Wer hat dir deine Ehr' entwandt?
 Wir, deine Kinder, stehn voll Mut,
 Wir stehn mit unserm besten Gut,
 Wir stehn mit unserm besten Blut
 Dir, Vaterland, zur Seiten.

O Deutschland! Deutschland! unbeglickt,
 Wer hat dir deinen Kranz zerpflickt
 In vierzig Fetzen groß und klein?
 Mit Gut und Blute stehn wir ein,
 Dein Kranz soll neu gewunden sein,
 So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
 Fluch dir, bist du ihm abgewandt.
 Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
 Vergiß, was dir das Nächste ist,
 Nur das, daß du ein Deutscher bist,
 Das sollst du nie vergessen!

Und immer heißer, leidenschaftlicher zeigt sich der Schmerz des Dichters um die allgemeine Lage Deutschlands, immer klarer wird es ihm, daß der eine Mann fehlt, der den großen Gedanken des Vaterlandes nicht bloß denken, der ihn in die Wirklichkeit übersetzen kann. Aus tiefster Seele ruft er da:

Wie bist du doch verachtet,
 Mein deutsches Vaterland,
 Daß mir die Seele schmachtet,
 Mein Herz mir ist entbraunt,
 Seh ich dich, das so prächtig
 Vor allen könnte stehn,
 So ärmlich, so unmächtig
 Und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zerschlagen
 In vierzig Stücke bist,
 Das setzt dich jedem Wagen
 So bloß und jeder List.
 Es fesseln vierzig Bande
 Dir den gewalt'gen Leib,
 Drum treiben Zwerge Schande
 Mit dir, du Riesenweib.

Und deine Kinder schauen
 Gleichgiltig deinen Schmerz,
 In deinen weiten Gauen
 Nicht ein, ein großes Herz!
 Soll's nimmer anders werden,
 Die Schmach unsterblich sein?
 Sieht denn kein Mensch auf Erden,
 Kein Gott vom Himmel drein?

Wonach die Völker dürsten:
 Das Eine Vaterland,
 Das steht, ihr deutschen Fürsten,
 Das steht in eurer Hand;
 Ein großes, ernstes Loos
 Beginnt zu dieser Frist,
 Bedenkt es wohl, ihr Großen,
 Daß Gott noch größer ist!

Dem edeln und ernstesten Dichter ist es nicht vergönnt gewesen, die große Wandlung im Geschicke des Vaterlandes zu erleben, auf die er doch mit gläubiger Zuversicht gebaut, deren Herbeiführung durch ein „großes Herz“ er voraus gesehnt hat. In dem poetischen Nachlasse Ludwigs finden sich hinreichende Proben, daß der Dichter gelegentlich auch ansetzte, um der bitteren Enttäuschung, die ihn um 1850 überfiel, satirischen, epigrammatischen Ausdruck zu geben. Aber seine Natur widerstrebte dem, und er hüllte sich in jene schweigende Resignation für den Augenblick, die doch eine unerschütterliche Hoffnung auf die Zukunft mit einschließt.

Die politische Lyrik war nur eine kurze Episode in seinem Dichterleben, aber kräftig, männlich, klar und tief, wie Ludwig überall war, zeigt er sich auch hier. Jedenfalls verdienen die mitgeteilten politischen Gedichte einer vollständigen Sammlung seiner Werke einverleibt zu werden.

